Fischfang in den Gewässern Konstantinopels

Von Gabriele Hartenstein,

z. Zt. Konstantinopel.

Seit Menschengedenken war die Propontis wegen der Fülle und Verschiedenheit ihrer Fische in aller Welt bekannt. Zu den berühmten Gastmählern des Lukullus wurden Austern aus dem Schwarzen Meer geholt, und wahrscheinlich waren es die gleichen Austernbänke des heutigen Ortaköy, welche die Römer mit den gesuchten Leckerbissen versorgten; besonders schmackhaft und von unglaublicher Größe übertrafen sie die Austern holländischer und englischer Herkunft.

Der übergroße Fischreichtum in der Marmara und in der Propontis soll eine der wichtigsten Ursachen gewesen sein, daß am Ostsaume Europas die Kolonie Byzanz gegründet wurde. Der Erzählung nach wurde der Megarier Byzas mit seinen Begleitern von der Unmenge blauer Palamiden, die rings die Gewässer belebten, verlockt, an dieser Stelle seine Zelte und später die kleine Festung Byzantion aufzubauen.

Von Nord und Süd führen die Strömungen so reiche Fischzüge in die beiden Meere, daß an mancher Stelle die Ufer von dem lebenden Reichtum überquellen. Vor einem Jahre erst ereignete es sich, daß bei Samsun eines Morgens die Bewohner mit Schüsseln, Netzen und Körben aus den Häusern liefen, um die Unmenge von Fischen, welche das Meer nachts ausgeworfen hatte, mit den Händen einzufangen.

In diesem Herbste waren es des mythischen Byzas stahlblaue Palamiden, die an wundertätige, geheimnisvolle Fischzüge glauben machten. Der Balugbasar in Stambul und alle Fischhallen der Stadt überfluteten jene Fische, die bei der Gründung eine so wichtige Rolle spielten. Solche Fänge waren seit undenkbaren Zeit nicht vorgekommen. Die wohlschmeckenden Palamiden überschwemmten alle Küstenorte. Ein einziges Frachtschiff aus dem Schwarzen Meer brachte eine Ladung von zweihundert Tonnen mit, und trotz der Ausfuhr der eingesalzenen und gepökelten Fische nach Rumänien, Bulgarien und Griechenland war der Preis so niedrig, daß die arme Bevölkerung Stambuls ihre fetten Tage feiern konnte. Bei jedem Schritt begegnete man Leuten, die mit blauen Palamiden nach Hause eilten. Jeder Bettler versorgte sich damit, aus allen Häusern und Hütten strömte der würzige Duft. Selbst vor den alten Mauern Konstantinopels, wo die Zigeunerhütten stehen, wurden die Fische im Freien gebraten. Dort hockten alte Zigeunermütter in ihren grellen, pittoresken Fetzen an lodernden Feuern, und während sie Scheibe um Scheibe auf die zischende Pfanne warfen, tanzten dürre Gestalten um sie herum, in freudiger Erwartung der Leckerbissen.

Häufig sieht man in den Gewässern Istambuls den großen Schwertfisch, der, meist in Gruppen vereint, vor den Schiffen im Wasser hin eilt, im Wettstreit mit der Geschwindigkeit des Fahrzeugs; wie ein lustiger Vorläufer scheint er mit seinem langen Schwert dem Schiff den Weg zu weisen.

Der Fang des Schwertfisches birgt manche Gefahren in sich, denn dieses Tier, das häufig die Länge von zwei Metern erreicht, bringt oft mit der wilden Kraft seines Körpers Boote zum Kentern und greift mit seinem Schwerte das die Schärfe eine frisch geschliffenen Säbels besitzt, die stärksten Männer an. Da er damit auch die Fischernetze durchreißt, als wären sie Spinngewebe, wird er mit starken Drahtnetzen eingefangen; auf seinen Rücken sausen Aexte das mörderische lange Schwert wird ihm eiligst abgeschlagen.

Ein beliebtes Gericht auf der üppigen Tafel des Levantiners ist der Kalkan, ein großer tellerflacher Fisch, in seiner Gestalt der Seezunge ähnlich.

Von ungewöhnlicher Größe und außerordentlich schmackhaft sind die Hummern der Marmara. Die Gewässer von Orxia und Platae gelten als besonders reich, namentlich aber der Golf von Ismid, den schon in alter Zeit die Byzantiner die „Hummerbucht" nannten.

Langusten und Hummern werden für europäische Begriffe zu unglaublich billigen Preisen verkauft. Ein großer Hummer, der in Deutschland etwa 25 bis 30 Mark wert ist, kostet hier kaum zweieinhalb türkische Pfund, also fünf Mark. Die Ursache ist wohl darin zu erblicken, daß der Hummer und mit ihm auch wohl alle anderen Krebsarten nach dem Koran Mohammeds als unreine Tiere gelten; der moderne in Europa erzogene Türke setzt sich zwar lächelnd darüber hinweg, doch keineswegs die überwiegende Masse des türkischen Volkes das heute noch starr an den alten Ueberlieferungen seiner Religion festhält.

Der Fischfang wird hauptsächlich von griechischen und türkischen Fischern an der Küste des Schwarzen Meeres ausgeübt. Verwegene Fischersleute, die keine Gefahr scheuen, sind die berüchtigten, wilden Lazen, Bewohner aus der türkischen Provinz Lazistan mit der Hauptstadt Trapezunt, die Nachkommen jener gefürchteten Seeräuber, die Jahrhunderte hindurch die Propontis unsicher machten.

Der Fischfang in den Gewässern Konstantinopels geschieht noch auf ganz primitive Weise mit Barken und Seglern. Bei rationellem und modernem Betrieb könnten aus den Meeren riesige Mengen von Fischen, Hummern, Austern und Makrelen gehoben und nach allen Ländern versandt werden; damit wäre auch dem Lande eine neue Quelle des Reichtums erschlossen.

—⊙—

Vergessene Fastnachtsbräuche

Den Höhepunkt lustiger Volksbräuche bildete seit altersher in der verhältnismäßig festarmen Uebergangszeit von Neujahr bis Ostern das Fastnachts- oder Karnevalstreiben. Die Feier muß ursprünglich bei unseren Vorfahren die Bedeutung eines alten germanischen Frühlingsfestes gehabt haben. Es wurde dann durch die von der Kirche bestimmten Fasten zerrissen, so daß ein Teil seiner Gebräuche, namentlich die derben heidnischen Maskenumzüge, auf die Fastnacht, der andere auf Ostern entfiel. Altheidnischer Herkunft waren besonders die als Schemen-, Huttler- oder Perchtenläufe jahrhundertelang in Süddeutschland sehr beliebten Maskenumzüge, denen im Norden früher das sogenannte „Zempern" (abgeleitet von Schemen-Maske, daher auch „Schembartlauf") entsprach. Der Gedanke der Befruchtung des wieder erwachenden Naturlebens liegt den meisten altdeutschen Schembartläufen zu Grunde. Weit verbreitet war im Mittelalter auch die Anschauung, daß der Tanz zur Fastnacht das Gedeihen des Flachses besonders fördere, was ja deutlich auf ähnliche Fruchtbarkeitsvorstellungen hinweist. Daraus erklärt es sich auch, daß die Sitte der Fastnachtstänze gerade sehr eifrig in den Spinnstuben unserer Dörfer gepflegt wurde. Wurden später auch „alle Fastnachtsschwärmereien gänzlich abgeschafft bey gleicher Strafe" wie die Spinnstuben so konnten doch behördliche Verbote dem lustigen Treiben nicht überall ein Ende setzen. Im 17. Jahrhundert bildeten sich eigenartige „Hänselgesellschaften", die auf ihre Weise die Fastnacht mit allerlei tollem Allotria und Mummenschanz festlich begingen. Das Hänseln selbst erfolgte feierlich, und zwar meist bei geschlossenen Türen und gemahnt in seiner Form an studentische Fuchstaufen oder an die Morgensprachen der Zünfte. Im Osten des Reiches liefen zur Zeit der Fastnacht einst Vermummte in Teufelslarven auf den Straßen der Städte umher und führten dabei ein Schauspiel auf, wie man alte Frauen verjüngt. Es kam nicht selten vor, daß Bürger und Bauern diese Larven, wenn sie gar zu aufdringlich wurden, kurzerhand niederschlugen, in dem Glauben, es mit wirklichen Abgesandten des Teufels zu tun zu haben.

—⊡—

Am Ausguck

Der ärmste Mann am Orte wird gesucht.

Der Großgrundbesitzer Jean Förster in Bronnikow war zeitlebens ein Sonderling, und so wunderten sich seine Landsleute nicht allzu sehr, als sie von seinem sonderbaren Testament erfuhren: Das Gesamtvermögen des schwerreichen Junggesellen sollte dem nachweisbar ärmsten Manne am Orte zufallen. Was blieb da dem hochwohllöblichen Magistrat übrig, als durch eine Sonderkommission den solchermaßen gekennzeichneten Erben zu ermitteln? Die Herren riefen also die Ortsarmen im Rathause zusammen und unterzogen sie einer eingehenden Musterung. Man ließ sich durchschäbige Kleidung und verhungerte Gesichte nicht „blenden" und untersuchte jeden Einzelfall nach bestem Wissen und Gewissen. Die nicht gerade appetitliche Arbeit nahm volle acht Tage in Anspruch; aus dem sonderbaren Wettbewerb ging der Schweinehirt Paul Settl als Sieger hervor. Der Mann hat niemals in seinem Leben auch nur einen Pfennig Geld in die Hand bekommen, verrichtete seine sogar recht verantwortungsvolle Arbeit lediglich für Nahrung, die in der Hauptsache aus Maiskolben bestand, und trug phantastische Fetzen statt der Kleider. Auch eine Wohnung durfte das arme Würmlein niemals sein eigen nennen; er schlief Sommer und Winter auf der Mutter Erde und deckte sich selbst bei der stärksten Kälte nur mit Aesten und Strohabfällen zu. Das war nun zweifellos ein ganz außergewöhnlicher Fall. Kein Wunder, daß der Glückspeter Paul sich nicht allzu leicht mit der plötzlichen Veränderung seines Lebens abfand und die ersten Stunden nach Erledigung der Formalitäten dem „schon immer stark vermißten" Alkohol widmete. Dann kam er aber zur Besinnung, kaufte sich ein Leinenhemd, drei Umlegekragen, einen Anzug, ein Paar Schuhe, ein kleines Häuschen mit dem dazu gehörigen Gemüsegarten und eine — Braut. Man sieht, er ist nicht unbescheiden geworden. Eine passende Braut zu finden, war dem Mann um so leichter, als seine Erbschaft annähernd dreimalhunderttausend Mark beträgt . . .

Könige in Masken.

Sich an närrischen Sitzungen und Maskenbällen zu beteiligen, haben die Landesherren meist klüglich vermieden, weniger weil zur Selbstpersiflage ein gehöriges Quantum Mut und Geist gehört als vielmehr aus Furcht, die Autorität mutwillig in Gefahr zu bringen. Immerhin wird z. B. von König Heinrich 8. von England berichtet, daß er ein großer Freund der Maskenspiele war, wie ja dieser seltsame Monarch zu gegebener Zeit eine Derbheit durchaus nicht übel nahm, auch wenn sich die Rakete des Witzes über seinem Haupte entlud. Am wagemutigsten zeigte sich aber in dieser Hinsicht eine — Frau, die geistvolle Königin Sophie Charlotte von Preußen. Sie trat bei einem von ihr veranstalteten Jahrmarktsfest als Frau eines Quacksalbers auf. Die Lustigkeit war damals auch bei Hofe derb und oft für Frauenohren denkbar ungeeignet. Aber die Großmutter des Alten Fritz war keine Spielverderberin. So öffnete sie z. B. einer Prinzessin mit einem Stemmeisen den Mund, und der Zahnbrecher zog dann einen Zahn von einer halben Elle Länge ans Tageslicht. In jener Zeit waren an den feiständlichen Höfen die Jahrmarktsfeste die beliebtesten Karnevalsveranstaltungen, während man im fröhlichen Altengland mehr dem Bohnenfest huldigte

Zwischen den Eisschollen des Niagara.

Vor kurzem versuchte der junge Amerikaner Harry Bartley, auf einem Ruderboot den Niagarafluß nicht allzu weit oberhalb der Fälle zu überqueren. Er hatte die Fahrt schon früher wiederholt mit Erfolg gemacht, in diesem Falle allerdings wohl nicht bedacht, daß der Strom besonders viel Wasser führte und zahlreiches Treibeis das Vorwärtskommen sehr erschwerte. In der Mitte des Fahrwassers merkte Bartley bereits, daß er kaum noch gegen die starke Strömung, die ihn nach den Fällen zog, anrudern konnte. Die ganze Nacht kämpfte er verzweifelt gegen Eis und Strömung an, und fast hatte er das rettende Ufer erreicht, als ein unglücklicher Stoß gegen eine treibende Eisscholle ihm einen Riemen aus der Hand riß. Jetzt schien der kühne Ruderer verloren. Mit zunehmender Geschwindigkeit schoß das Boot den Fällen zu. Noch einmal gab es einen kleinen Aufschub, als das Fahrzeug einen Augenblick an einer am Ufer festgeratenen Eisscholle Halt machte. Im Nu erkannte Bartley, daß hier die einzige Möglichkeit zur Rettung winkte. Er sprang auf die Scholle; im nächsten Augenblick sah er, wie sein wieder flott gewordenes Boot in rasender Schnelligkeit den Fällen zu und über deren Rand in die gähnende Tiefe hinunter schoß. Stundenlang mußte der Unglückliche in seinem eisigen Gefängnis ausharren, in steter Furcht, daß die Scholle sich löste und mit ihrer lebenden Last das Schicksal des Bootes teilte. Endlich bemerkte man vom Ufer aus den von Kälte und Ueberanstrengung völlig Erschöpften. Ein kleiner, kräftiger Schleppdampfer überquerte den Fluß und erlöste Bartley aus seiner verzweifelten Lage. Wenige Minuten, nachdem man ihn durch eine Leine an Bord geholt hatte, geriet die Eisscholle wieder ins Treiben. Der Gerettete war in Ohnmacht gesunken, als seine einstige Zuflucht im Rachen des Niagara [illegible].

Verantwortlich: H. Semmelmann. Altena.
Druck und Verlag: Dr. C. Sank. Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 8 — Mittwoch, 26. Februar — 1930

Sitzung der Abteilung „Märkisch Sauerland" des westfälischen Heimatbundes

Die Abteilung „Märkisch Sauerland" des Westfälischen Heimatbundes, hatte die angegliederten 5 Heimatbünde, nämlich Iserlohn Stadt und Land, Hagen-Stadt, Ennepe-Ruhrkreis, Kreis Altena und Lüdenscheid, sowie die Herren Landräte, Oberbürgermeister und Bürgermeister des Landschaftsgebietes „Märkisch Sauerland" zu einer Sitzung am Sonnabend, den 8. Februar 1930, nachmittags 4 Uhr nach Hagen „Kaffee Resa" eingeladen.

Nachdem der Versammlungsleiter, Vertrauensmann des Landschaftsgebietes Märkisch-Sauerland, Rektor Esser, Hohenlimburg, die gut besuchte Versammlung eröffnet und die Erschienenen, insbesondere die alten Heimatfreunde, begrüßt hatte, führte er u. a. aus, daß diese Sitzung vornehmlich organisatorischer Art sei.

Professor Dr. Schemann-Hagen, überbrachte die Grüße und Wünsche des verhinderten Oberbürgermeisters der Stadt Hagen. Im gleichen Sinne sprach Regierungsassessor Dr. Wiesemann für den verhinderten Landrat des Ennepe-Ruhrkreises Hansmann. Auch die übrigen verhinderten Behördenvertreter wurden aus der Mitte der Versammlung entschuldigt.

Anschließend gab der Versammlungsleiter, auf die einzelnen Heimatbünde des Märkischen Gaues näher eingehend, einen Ueberblick über die Arbeiten und die Gliederung des Märkischen Gaues. Zur besseren Erfassung der Heimatfreunde empfahl er den einzelnen Heimatbünden gegebenenfalls Ortsvereine zu bilden.

Fabrikant Winkhaus, Hagen, schilderte die augenblickliche Situation des Heimatbundes der Stadt Hagen. Die bisherigen Schwierigkeiten seien dadurch fortgefallen, daß er, (Winkhaus) als Vorsitzender zurückgetreten sei und Professor Dr. Sellmann den Vorsitz im Heimatbund Hagen-Stadt übernommen habe. Der Vorstand sei um einige Personen aus dem neu eingegliederten Gebieten erweitert worden. In Hagen würden nunmehr alle Heimatfreunde von Groß-Hagen erfaßt. Von der Schaffung von Ortsvereinen wolle man in Hagen absehen.

Rektor Esser gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß die bisherigen Schwierigkeiten in Hagen durch die erfolgte Regelung, die als eine äußerst günstige Lösung anzusehen sei, fortgefallen wäre.

Dr. Böhmer, Schwelm forderte eine klare Trennung zwischen Hagen-Stadt und Ennepe-Ruhrkreis, sowie die Unterscheidung der offiziellen und inoffiziellen Verbindungen. Im Heimatbunde Ennepe-Ruhrkreis sind drei Untergruppen mit den Mittelpunkten in Schwelm, Wetter und Hattingen und die erforderlichen Ortsgruppen vorgesehen.

Landrat i. R. Thomée-Altena führte etwa folgendes aus: „Sie vermissen in dem Gesamtorganismus der Heimatbewegung Altena und Lüdenscheid. In beiden Kreisen liegen die Verhältnisse sehr einfach. Altena hat bereits vor ca. 50 Jahren Heimatpflege betrieben. Im Kreise Altena-Lüdenscheid ist die ganze Sache in dem Verein für Orts- und Heimatkunde in Altena vereinigt" Redner warnte noch vor Ueberorganisation.

Auf die augenblickliche Situation in Lüdenscheid konnte nicht näher eingegangen werden, da trotz der erfolgten Einladungen weder von der Heimatbewegung noch von der Stadt Lüdenscheid Vertreter erschienen waren.

Nach dieser Aussprache glaubte der Versammlungsleiter die Organisationsfrage genügend geklärt und ging unter Zustimmung der Versammelten zu Punkt 2 der Tagesordnung über und empfahl die Bildung der Ausschüsse für die 5 Fachgebiete, nämlich für Geschichte, Literatur, Volkskunde, Naturdenkmalspflege und Kunst- und Bauberatung. Jeder Ausschuß würde durch einen noch zu wählenden Obmann in dem betreffenden Hauptausschuß des Westfälischen Heimatbundes in Münster vertreten sein. Die Obmänner haben die Mitglieder der einzelnen Fachausschüsse gelegentlich zu Besprechungen einzuladen, sich über den Stand der Arbeiten zu informieren und über die geleisteten Arbeiten alljährlich in dem betreffenden Hauptausschuß des Westfälischen Heimatbundes zu berichten.

Für die einzelnen Fachausschüsse sollen je 3 Vertreter der Heimatbünde Iserlohn Stadt und Land und Ennepe-Ruhrkreis und je ein Vertreter und ein Stellvertreter für die Heimatbünde Hagen-Stadt, Altena und Lüdenscheid vorgeschlagen werden. Eine entsprechende schriftliche Aufforderung wird den einzelnen Heimatbünden alsbald zugehen.

Der Versammlungsleiter erörterte alsdann die äußerst traurigen Erfahrungen die in den letzten Jahren in den verschiedensten Orten mit dem Heimatkalender gemacht wurden. Redner richtete an die Versammlung die Frage, ob es zweckmäßig sei, für jeden Kreis bezw. für das Landschaftsgebiet „Märkisch Sauerland" einen Heimatkalender herauszugeben wobei er betonte, daß die Kalenderfrage auch im Literaturausschuß unter dem Vorsitz von Dr. Schulte-Ahlen besprochen worden sei. Man strebe die Herausgabe eines Heimatkalenders für ein größeres Gebilde (Provinz Westfalen) an. Nach kurzer Aussprache wurde die Kalenderfrage mit Rücksicht auf die gemachten schlechen Erfahrungen vorläufig zurückgestellt.

Anschließend führte der Versammlungsleiter aus, daß es Sitte sei, innerhalb der Landschaftsgebiete alljährlich ein Heimatfest abzuhalten. Fabrikant Winkhaus, Hagen und Landrat i. R. Thomée-Altena sprachen sich gegen die Veranstaltung eines Heimatfestes aus. Letzterer glaubt zur Erwärmung der Herzen genügend Gelegenheit durch Teilnahme an den alljährlich stattfindenden Heimattagungen (Westfalentag) zu haben.

Rektor Reurik äußerte sich zu diesem Punkte wie folgt: „Ich will mit keinem Worte einem Feste das Wort reden; ich halte es aber für angezeigt, daß wir in diesem Jahre Harkort feiern. Wir müssen die Arbeit auf der Grundlage des wissenschaftlichen Fortschritts (Volkswirtschaftslehre) aufrollen. Es bedarf keines Zweifels, daß Harkort außerordentliche Werte geschaffen hat. Wir sind m. E. die gegebenen Kerle dafür, einmal zu zeigen, was Harkort geleistet hat. Der Tag dafür ist der 6 März 1930. Aus diesem Anlaß sei am 10. März 1930 eine Zusammenkunft in Wetter vorgesehen. Auch im Jahre 1931 kann in gleicher Weise eine Stein-Feier veranstaltet werden. Es ist geradezu ein Fehler, wenn Harkort nicht gefeiert wird." Redner bat um Unterstützung seines Vorschlages seitens des Märkischen Gaues.

Rektor Esser erwiderte hierauf, daß Ende Juni 1930 in Hohenlimburg die 700-Jahrfeier stattfinde. Es sei beschlossen, das Kreisheimatfest in Hohenlimburg abzuhalten. Damit ließ sich f. E. auch die Harkortehrung verbinden. Fabrikant Winkhaus wandte sich gegen den Vorschlag seines Vorredners, unterstützte dagegen die Zusammenkunft in Wetter.

Rektor Crone, Boerde, führte aus, daß es im Bezirk Ennepe-Ruhr Sitte sei, jedes Jahr eine Sternwanderung zu veranstalten. Bei dieser Gelegenheit richtete er an die Versammelten die Frage, ob es nicht angängig sei, eine solche Wanderung am 10. März 1930 nach Wetter durchzuführen, um Harkort zu ehren.

Daraufhin wurde die Zusammenkunft in Wetter beschlossen. Die Ausgestaltung der Feier bleibt dem Heimatbund Ennepe-Ruhr überlassen. Der Märkische Gau setzte sich für die Veranstaltung warm ein und wird dafür Sorge tragen, daß die Heimatbünde und Ortsgruppen zu dieser Veranstaltung eingeladen werden.

Auf Antrag des Herrn Doller, Hagen hin, sollen die Heimatbünde künftig zu wichtigen Tagungen, Vorträgen, Heimatfesten usw. untereinander eingeladen werden.

Als Vertrauensmann des Landschaftsgebietes Märkisch-Sauerland hat Rektor Esser dem Westfälischen Heimatbund in Münster in Kürze über die Tätigkeit der Heimatbünde im verflossenen Jahre zu berichten. Aus diesem Grunde sprach er den Wunsch aus, ihm alsbald Aufzeichnungen über die Tätigkeit der einzelnen Organisationen im verflossenen Jahre zukommen zu lassen. Diesem Wunsche soll entsprochen werden.

Auf Anregung des Fabrikanten Winkhaus-Hagen soll durch Rundfrage festgestellt werden, welche Zuschüsse die einzelnen Heimatbünde von den Kreisen, Städten, Gemeinden usw. alljährlich für Heimatzwecke erhalten. Weiter regte er die Herausgabe eines Nachrichtenblattes für das Landschaftsgebiet „Märkisch-Sauerland" an.

Landrat i. R. Thomée führte noch aus, daß die Zeitschrift „Die Heimat" das offizielle Organ unserer Heimat sei. Leider sei ein Abonnentenrückgang festzustellen. In Anbetracht dessen äußerte er den Wunsch, diese Zeitschrift nach Möglichkeit zu unterstützen und Propaganda für dieselbe zu machen. Unter Bezugnahme auf die Anregung des Fabrikanten Winkhaus hat der Redner, das Nachrichtenblatt gegebenenfalls der Zeitschrift „Die Heimat" beizugeben.

Herr Oehm-Hagen stellte den Antrag, dahin zu wirken, daß sämtliche Heimatvereine entsprechend der Mitgliederzahl eine bestimmte Anzahl Heimatfeste abzunehmen hätten. Der Antrag fand einstimmige Annahme. Daraufhin wurde beschlossen, an den Westfälischen Heimatbund in Münster folgende Eingabe zu richten: „Der Westfälische Heimatbund in Münster möge beschließen, daß die Zeitschrift „Die Heimat" von den angeschlossenen Heimatbünden und Vereinen entsprechend der Mitgliederzahl in einer bestimmten Zahl zu halten ist, um auf diese Weise dem Abonnentenrückgang zu steuern."

Ferner wurde beschlossen, den Tageszeitungen des Landschaftsgebietes künftig einen einheitlichen Sitzungsbericht zugänglich zu machen.

Ueber die offizielle Organisation des westfälischen Heimatbundes der Provinz Westfalen bestehen vielfach noch Unklarheiten. Um diesen Unklarheiten die Spitze zu brechen, bringen wir nachstehend die Organisation des westfälischen Heimatbundes: Zentralstelle für die Provinz Westfalen: Westfälischer Heimatbund in Münster, Domplatz Nr. 20.

Der westfälische Heimatbund ist in mehrere Landschaftsgebiete, zum Beispiel: Märkisch-Sauerland, Münsterland usw. eingeteilt. Die einzelnen Landschaftsgebiete sind wiederum in Kreisheimatbünde zergliedert. Zum Landschaftsgebiet Märkisch-Sauerland gehören fünf Kreisheimatbünde, nämlich: Iserlohn Stadt und Land, Hagen Stadt, Ennepe-Ruhrkreis, Altena und Lüdenscheid. Je nach der Größe und den Verhältnissen des Bezirks sind die Kreisheimatbünde entweder in Ortsgruppen (auch Ortsvereine genannt) oder in Untergruppen und Ortsgruppen eingeteilt. Wir hoffen, die offizielle Organisation des West-

Nr. 51

In

Überpräsi

WTB ber

des Innern, G

Zu seinem Nach

lung Sachsen, T

sozialdemo

sischen Landtags.

Heinrich M

kau geboren. E

wirtschaftslehre

Marburg nieder

for der Volksw

1902 ging er in

1904 nach Hal

nach Tokio,

Halle zurückkeh

bis 1918 in Be

tätig. Nach de

mokratischen M

Preußischen M

Nach dem Rück

August 1927 z

des Oberpräs

beauftragt und

ausschuß als

nunmehr zum

hat eine Reih

licht und die

sozialistischer

Die Schw

WTB Berl

Preußischen m

erkrankte

an den preuß

nachfolgende

Sehr

Die mit

erkrankung h

liche Störung

dem Urteil mi

lung und ein

Arbeit wieder

dauernder Ge

ten steht. Die

von mir in m

Abschluß steh

eine politi

leider nicht

stellung meine

politische Ver

mir unerlaub

wäre mir un

keinen ander

Ihnen, hoch

mitzuteilen, d

lischen Verfa

freie.

Ich benu

verehrter He

ten Staatsm

ergebens zu

während mei

sen.

Mit

Ministerpräsident

Schreiben mit

Mit

ihres Rücktr

kommen.

Es ist m

Ausgeschie

Staatsregier

Amtszeit mit

den Dienst

Ihre pol

sich und

Ziele und

Oberbereitsch

kanischen

kollegiale

Ich wün

Ihre Kraft

volle Kraft

men.

In alter

Erscheint täglich
Bilder- und Sonntagsbeilage
„Wort und Bild“
„Heimat der Jugend“
Kunst, Wissen, Unterhaltung
Bezugspreis monatlich
bei der Geschäftsstelle
Geschäftsstelle
Berlin
Neukölln

...älischen Helmetbundes hiermit klar herausgeschält zu haben und bemerken, daß alle anderen nebenher bestehenden Verbindungen nur privater Natur sind.

Gegen ½7 Uhr wurde die Sitzung vom Versammlungsleiter mit Worten des Dankes geschlossen.

—o—

Schnee auf den Rheinbergen

Nun wollte es doch noch ein wenig Winter werden am Rhein. Der Himmel tut so, als ob er schnee noch etwas nachholen wollte. Schnee fiel in der vergangenen Woche. Der erste Schnee des Jahres. Und die Gipfel der Berge am Mittelrhein zeigen weiße Hute. In der Eifel aber schallt jetzt der Jubel fröhlicher Rodelfreude unserer Jugend durch die Dörfer. Hier und da sieht man auch schneefrohe Leute mit frisch gewachsten Bretterin auf dem Rücken in die Züge der Reichsbahn einsteigen. Oben um den Nurburgring herum oder bei Hollerath — da gehts. Dort läßt sich abfahren. Glücklich, wer jetzt in der so ganz stillen Natur da draußen abseits vom Karneval der Städte wandern kann.

Ein Wochenend am Rhein, oder Ahr oder Mosel!

Irgend einen Zug gewählt, der einen so gegen 4—½5 Uhr am Vorziele sein läßt und dann noch eine ein- bis zweistündige Wanderung zum nächsten ...r, Rhein- oder Moselstädtchen! Da fühlen Sie sich frisch und wohl bei der Ankunft in der Gaststube Ihrer Wahl.

So ein Wochenend-Marsch beispielsweise von Remagen nach Oberwinter, oder von Boppard nach Bad Salzig, von Ahrweiler an der „Bunten Kuh“ vorbei nach Dernau, oder von Bullay an der Mosel entlang bis hinauf nach Zell zur „Schwarzen Katz“. Die Stille dieser rheinischen Landschaften, die segelnden Möven über dem Strom, das lebendige Rauschen der Uhr, oder das Spiegelbild eines reizenden Moseldörfchens in einer der vielen Windungen des Flüßchens, all das ist bezaubernd. Heuer läßt diese Landschaft sich ohne störende Nebengeräusche erwandern. Der Autoverkehr ist nicht gerade sonderlich stark und in den Dörfern herrscht weder Trubel noch Fülle. Die Rhein-, Ahr- und Moselwinzer sind jetzt unter sich und wer sich heute in diesem Sinne selber sein trauliches Dorfgasthaus zu suchen weiß, dem ist Entspannung und Erholung gewiß.

Aber den Zauber dieser Vormärzwochen auszukosten, ist nicht jedermanns Sache. Nur die Robusten sollten es wagen, nur die, die es lieben, den Wind pfeifen und den Sturm heulen zu hören. Ihnen wird gewiß der Schnee knirschen unter den Füßen, aber ihnen wird auch das Blaue vom Himmel herunter lachen in diesen Tagen spätwinterlichen Schneetreibens am Rhein.

Wohl nie mundet der Glühwein würziger und selten schmeckt der Reibekuchen (ein altrheinisches Nationalgericht) besser, als nach einer solchen erfrischenden, stählenden und stärkenden Spätwinterwanderung an Rhein, Ahr oder Mosel.

—o—

Ein Fuchs, der den Schwanz umdreht

Im Verlauf einer Hetzjagd bei Melton Mowbay ereignete sich der Fall, daß die Meute nicht den Fuchs, sondern der Fuchs die Meute hetzte und dadurch den Aufwand an berittenen Damen und Herren zu seinerVerfolgung glatt gegenstandslos machte. Der Fuchs war ordnungsgemäß losgelassen, und die Meute nahm auch weidgerecht seine Spur auf. Nun aber geschah das Unglaubliche. Der aufgestöberte Fuchs fegte nicht, wie man das auf beliebten Jagdbildern stundenlang sehen kann, mit seinem wehenden Schweif vor der Meute her, sondern drehte den Schwanz um und stürzte sich mit fletschenden Zähnen der Meute entgegen. Den zuerst auf ihn losprellenden Hund biß er gleich so heftig in die empfindliche Nase, daß er heulend und jammernd die Flucht ergriff. Der Vorgang löste unter seinen Hundekollegen eine Panik aus. Im Nu drehte die ganze Meute um und ergriff kläffend die Flucht. Der Fuchs preschte wie das Ungewitter hinterher. Die Jagdgesellschaft war einfach außer sich vor Erstaunen. Der Hundemeister wurde benachrichtigt, daß seine Meute vor dem Fuchs Reißaus nehme. Seiner Aufklärt gelang es denn auch, die Hunde zum Halten zu bringen. Unverzüglich wurden sie auf die Suche nach dem tapferen Rotschwanz geschickt. Der schlaue Fuchs, der schlaueste seines Stammes, hatte sich aber längst in Sicherheit gebracht. Oder aber — oder aber die Hunde waren schlau genug, ihn nicht zum ...einen Male heraus zu fordern.

Karnevalsbräuche

Von Manfred Ludwig.

Verschiedenartig wie die Deutungen, die man dem Ursprung des Wortes „Karneval“ beizulegen pflegt, sind auch die Wurzeln, auf die alle jene mannigfaltigen Karnevalsbräuche zurückgehen. Am beliebtesten ist diejenige Version, welche das Wort Karneval aus dem lateinischen „carne vale“ (Fleisch, lebe wohl!) erklärt und auf die Bedeutung des Faschings als des Freudentaumels vor dem Anbruch strenger Kirchenzucht hinweist. Daß jenem närrischen Treiben aber auch ein realer Sinn innewohnt, suchen andere Deuter zu erklären, wenn sie den Karneval aus dem lateinischen „carrus navalis“ herleiten. Sie gehen dabei auf den am Niederrhein geübten Brauch zurück, wo die Wiedereröffnung der Schiffahrt durch Herumführung eines Schiffswagens feierlich begangen wird. Schließlich glaubt man in dem Worte „Karneval“ auch das keltische „carn“ zu erkennen, das die Bedeutung eines kultischen Brandopfers besitzt und auf die unendlich mannigfaltigen Gebräuche hinweist, durch die in vorchristlicher Zeit Winters Abschied und Frühlings Anfang gefeiert wurden.

Jene auf keltische Ueberlieferung zurückgeführten Brandopfer haben sich in Form von dörflichen Volksbelustigungen mit großen Feuern und dem dabei üblichen Tanzen und sonstigen Schabernack erhalten, wie er am Brand- oder Funkensonntag in Oberdeutschland im Elsaß (Süchlifeuer), in der Schweiz, Belgien und Nordfrankreich üblich ist.

Im Mittelalter ging es in den Städten zur Faschingszeit hoch her. Ueber das tolle Treiben in den Straßen, bei dem auch das schöne Geschlecht stark vertreten war, über die „Magd in des Knechts Hosen“, über die „nackende Mummerei mit einem überspannten Netz“, über den Brauch, Mädchen vor den Pflug zu spannen und sie mit Peitschenhieben über den Acker zu treiben, haben damals — um das sechzehnte Jahrhundert herum — Dichter wie Sebastian Frank und Johann Fischart Worte schärfster Kritik gefunden. Würdiger war die Art, in der das ehrbare Handwerk die „Fasenacht“ beging. Sie hat sich zum Teil bis auf den heutigen Tag erhalten. Solche Bräuche waren der Schäfflertanz der Böttcher und der Metzgersprung in München, das Schömbertlaufen in Nürnberg, der Böttchertanz in Frankfurt am Main. Die Schömbertläufer — kostümierte Metzger und Messerschmiede — pflegten die beim Tanze der Männer zuschauende Weiblichkeit mit Eiern zu bombardieren, die mit Rosenwasser gefüllt waren. Durch Scherze dieser Art wie auch infolge der Kostbarkeit der Kostüme wurde der Tanz der Handwerker bald zu einem recht teuren Vergnügen, sodaß sich mancher der wackeren Tänzer gezwungen sah, dies kostspielige Vorrecht an begüterte Patrizier zu verkaufen. Eine Vorläuferin der heute in so großer Zahl thronenden Schönheitskönigin kann man in der „Reine des reines“ erblicken, der Königin der Markthallen, die im Pariser Rathause von der Bürgerschaft auf den Schild erhoben und im lustigen, prächtigen Zuge durch die Straße geleitet wurde. In ihrem Gefolge wanderten neben Ritter Blaubart und Mona Lisa auch die Karikaturen politischer Tagesgrößen.

Zu einer über die Fastnachtszeit hinausragenden Bedeutung hat sich im Handwerkerstande dann der „Blaue Montag“ entwickelt, auch Hirsemontag oder „Guter Montag“ genannt. Der Name rührt angeblich von dem in katholischen Kirchen geübten Brauche her, während der Fastenzeit die Altäre mit blauem Tuche zu verhängen. Nach anderer Ansicht geht jene Bezeichnung auf die Gepflogenheit zurück, sich nach dem Rausch des Karnevals zu „verbleuen.“ Die Unsitte des „Blauen Montags“, der die Landesregierungen durch scharfe Verordnungen und Gesetze vergeblich zu steuern suchten, ist erst im Laufe der Jahrhunderte langsam ausgestorben. Heutigen Tages pflegt man als glanzvollsten Karneval den von Venedig zu bezeichnen. Dem steht der von Rom wenig nach. Hat ihn doch schon Goethe einer ausführlichen Schilderung gewürdigt. Den in der Ewigen Stadt gebräuchlichen Pferderennen entsprechen an den Lagunen Wettfahrten in Booten. Nizza pflegt den Fasching durch einen farbenprächtigen Blumenkorso zu feiern. In Paris bildet der „fette Ochse“ mit den goldenen Hörnern und flatternden bunten Bändern das Hauptstück des Umzuges.

In Deutschland kam das Karnevalstreiben seit der unseligen Zeit des Dreißigjährigen Krieges fast völlig zum Erliegen, um erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts wieder zu neuem Leben zu erwachen. Mit besonderer Pracht entfaltet sich das närrische Treiben in Süddeutschland und am Rhein. Weniger bekannt sind die ausgelassenen und doch so malerischen Feste in den deutschen und schweizerischen Gauen rund um den Bodensee. Dort werden noch heute die altgermanischen Feuer angezündet. Narren im „Zaddelgewand“ erinnern an die „Wilden Männer“, die im Laubgewand einst die heidnischen Götterbilder umtanzten. Altweiberfasken stellen den abziehenden Winter dar. In dem lärmenden farbenprächtigen Festzug entrollt sich ein gutes Stück deutscher Geschichte und spiegeln sich die alten Trachten wider. Darum sind jene Feste es wert, auf Kind und Kindeskind weiter vererbt zu werden. Durch die altertümlichen malerischen Mauertore ziehen Römerkrieger und Landsknechte, Schweizer Eidgenossen und schwäbische Stadtsoldaten, wohlwollende Mönchlein und fanatische Geißler. Aller Waffenlärm der verflossenen Jahrhunderte feiert unter dem anfeuernden Schellengeklingel und Peitschenknallen des Narren eine fröhliche Auferstehung.

—o—

Pflugziehen an Fastnacht

Ein früher weit verbreiteter Fastnachtsbrauch war das Pflugziehen der Frauen und Mädchen. Wir finden es in den verschiedensten Ländern, so daß sein Ursprung schwer zu verfolgen ist. Was deutsches Gebiet betrifft, so finden wir die ältesten Angaben über diesen Braum bei Tacitus, der uns vom Umzug der Göttin Nerthus erzählt. Weil der Pflug als das Symbol der Fruchtbarkeit galt, so mußten es auch Frauen sein, die ihn zogen. Bald aber wurde aus der ernsten Sitte Scherz, und an die Stelle der jugendlichen Pflugzieherinnen traten alte Jungfern, die sich bestimmt nicht willig einspannen ließen. Deshalb mußte auch im Allgäu und Bintschgau das „Grättziehen“ durch verkleidete Burschen statt durch die etwas angegraute Weiblichkeit erfolgen. In verschiedenen Gegenden ging man aber nicht so rücksichtsvoll auf die gegenteiligen Wünsche der Damen ein, sondern riß, wie ein Bericht aus dem 16. Jahrhundert zu erzählen weiß, die Mädchen mit Gewalt aus den Häusern und spannte sie vor einen Pflug, worauf ein junger Bursche das widerspenstige Gespann mit der Peitsche in der Hand antrieb. Auf dem Pflug selbst saß ein Spielmann oder ein Narr, der den Mädchen die saure Arbeit mitallen möglichen derben Scherzen versüßte. Hinter dem Pflug ging ein Bursche, der Sand oder Asche säte. Zuletzt wurde das ganze Gespann in einen Bach gejagt, ein recht zweifelhaftes Vergnügen für die jungfräulichen Zugtiere in Anbetracht der noch wenig vorgeschrittenen Zeit. Dann aber entschädigte die Einladung zu Tanz und Essen die triefenden Mädchen für den groben Scherz. Schnupfen und Erkältungen schienen damals noch nicht erfunden zu sein.

—o—

Unter den Buschmännern verwildert

Der kürzlich aus dem schwarzen Erdteil nach England zurückgekehrte Forschungsreisende W. J. Makin brachte eine merkwürdige Kunde aus dem südafrikanischen Busch mit. Am Rande der Kalahari traf er unvermutet auf einen Engländer, der peinlich sauber nach der Mode des Ausgangs des vorigen Jahrhunderts gekleidet war und sich als Morris, einstigen Schullehrer, vorstellte. Er lebte in einer Buschmannshütte zwischen den Wilden und schien die europäischen Kleider nur angezogen zu haben, um den Forscher zu ehren. Sonst zeigte sich der Einsiedler dem Reisenden gegenüber sehr wortkarg; vor allem vermied er es, für seinen Aufenthalt unter den Buschmännern irgend welche Erklärung zu geben. Er ließ aber durchsickern, daß er eine Art Naturforscher sei und an einem Werk arbeite, dessen Manuskriptseiten sich in seiner Hütte von Jahr zu Jahr anhäuften. Mit ihm lebten ein etwa dreiundzwanzigjähriger Sohn, der wie die Buschmänner vollkommen nackt ging, und zwei weiße Töchter, die ihm in der Kalahari geboren worden waren und nichts von der Zivilisation wußten. Beide waren außerordentlich scheu und verkrochen sich vor den Europäern. Der ehemalige Schulmeister erklärte Makin, er bedauere es sehr, daß sein Sohn vollständig Buschmann geworden sei, mit ihnen und mit Pfeil und Bogen auf die Jagd gehe und sich in jeder Beziehung als Wilder benehme. Dieser Kummer scheint aber den Alten nur zeitweise zu bedrücken, denn in den Nächten hatte Makin das zweifelhafte Vergnügen, beobachten zu müssen, wie auch der Vater das letzte Stück Zivilisation ablegte, um mit den Buschmännern um das Feuer zu tanzen. Bei seiner Rückkehr nach England konnte Makin an Hand der wenigen Angaben, die ihm der Weiße im afrikanischen Busch gemacht hatte, feststellen, daß ein großes Londoner Museum eine Reihe von afrikanischen Kuriositäten besaß, die der ehemalige Schullehrer gesammelt und selbst wissenschaftlich beschrieben hatte.

Des Begräbnis der Sardine

Von Erica Grupe-Lörcher, Sevilla.

Es handelt sich bei diesem „Begräbnis“ um einen durchaus fröhlichen spanischen Volksbrauch. Um die bevorstehenoe jedoch...ige Fastenzeit leichter zu ertragen, wird das ganze Jahr über nie tüchtiger gegessen, geschlemmt und pokuliert als am Fastnachtsdienstag und Aschermittwoch. Gerade am Aschermittwoch feiert man in Spanien im „Begräbnis der Sardine“ den Aufschub, eine kleine Gnadenfrist, in der man sich am Fleische gütlich tut und zum Spott für diesen Tag „die Sardine begräbt“. Es sind zwar entzückende kleine Fische, die mit ihrem silbern schillernden Leibe als Bestandteil der Markthallen des an allen Seiten von Meeren umspülten Spaniens nicht wegzudenken sind. Und in Olivenöl schön knusprig gebraten, sind sie auch sehr schmackhaft. Aber immerhin nur als Nebenspeise der täglichen Tafel. Zur Fastenzeit jedoch rückt die Sardine an die erste Stelle vor, und das ist durchaus nicht allgemeiner Geschmack.

Nie sind die großen Markthallen vollgestopfter mit Waren als zum „fetten Dienstag oder dem Donnerstag“ vorher! Nie schleppen die hübschen, immer sorgfältig frisierten Dienstmädchen ihre Körbe voll guter Dinge beschwerter wieder davon als an diesen Tagen. Und nie stehen sie nachdenklicher vor den dreieinscheinbaren Holzbuden am Eingange der Markthallen, in denen des Lesens und des Schreibens kundige Männer die Liebesbriefe der Dienstmädchen unter Diktat schreiben oder ihnen die von ihrem Schatz erhaltenen vorlesen. Denn man glaube doch nur nicht, daß ein spanisches Dienstmädchen lesen oder gar schreiben kann. Das zu erwarten, wäre Vermessenheit. Wenn es die Uhr kennt, so ist das ein nicht immer anzutreffender Vorteil. 95 Prozent aller Dienstmädchen kommen von den Dörfern, auf denen Analphabetismus und dunkelste Bildungsreaktion herrschen. Nun wohl, wenn die Herrschaft am „fetten Donnerstag oder Dienstag“ vor Karnevalsschluß mit eingeladenen Bekannten und Verwandten gehörig geschlemmt und pokuliert hat und all die auf den Markthallen erstandenen guten Dorfchen durch die Carmens, Dolores und wie sie sonst noch heißen mögen, ihre Zubereitung gefunden haben, winkt am Aschermittwoch den Küchenfeen der Ausgang, der dem Begräbnis der Sardine gilt. Kann man den Südspaniern auch nicht gerade Neigung zu Ausflügen und Picknicks zusprechen, so zieht doch z. B. das Volk in Madrid, besonders aber in der größten Hauptstadt Spaniens, in Barcelona, mit Vergnügen indie Umgebung, am fröhlichsten und einmütigsten am Aschermittwoch zum Begräbnis der Sardine. In Begleitung ihrer Familien haben die jungen Leute dann ihren Treffpunkt irgendwo an den hübschen Anhöhen der Stadt, wo man zwischen Ginster, Gras und kleinem Strauchwerk die mitgebrachten Hühner rupft, das Fleisch zurichtet und über dem schnell entzündeten Feuer brät. In den mitgebrachten Henkelkörben ruhen Weinflaschen (obgleich der Spanier sonst mäßig im Trinken ist), und so wird denn in Tausenden von kleinen und großen Gruppen gefeiert und gegessen. Nicht nur die Stimmung steigt, sondern auch die Herzen schlagen höher. Denn die unter dem Diktat der schreibkundigen Männer vor dem Markthallen-Eingang geschriebenen Briefe der jungen Leute aus dem Volke enthalten fast immer um diese Zeit Verabredungen zum gemeinsamen Begräbnis der Sardine.

Aber man glaube nicht, daß an diesem Tage eine einzige Sardine verspeist wird! Bewahre! Der Anführer einer jeden kleinen Familiengruppe — meist der Vater — trägt ein zusammengeschnürtes Bündelchen frischer, silbern glänzender Sardinen an der Spitze des über die Schulter gelegten Spazierstockes voran. Nach dem Mahle gräbt man das Bündelchen feierlichst in die Erde, zum Zeichen, daß man froh ist, heute mit Fischgerichten noch nichts zu tun zu haben, ja, daß man der Sardine heute noch spotten darf.

—o—

Zauberspiegel

Von Landgerichtsdirektor Dr. Alb. Hellwig.

Die Erforschung der Psychologie des Aberglaubens in den letzten Jahrzehnten hat zu der Erkenntnis geführt, daß dieses Problem nicht so einfach zu lösen ist, wie man früher vielfach gedacht hat. Es geht nicht an, sich damit zu begnügen, den Aberglaubischen zu belächeln und zu verspotten: man muß sich vielmehr bemühen zu verstehen, wie es möglich ist, daß auch Leute, die man keineswegs immer als unintelligent oder als geistig minderwertig bezeichnen kann, diesem oder jenem Aberglauben anhängen. Insbesondere seidem man sich mit den vielfältigen Fragen, welche die Lehre von der Suggestion bietet, näher befaßt hat, ist man zu der Ueberzeugung gekommen, daß viele abergläubische Gedankenkreise sich nur dann verstehen lassen, wenn man die Wirkung der Fremdsuggestion und der Autosuggestion hinreichend berücksichtigt.

Teilweise auf autosuggestiver Grundlage beruht auch der alte, noch heutigentags lebendige Volksglaube, man könne in einem Zauberspiegel die Gestalt eines Diebes, einer Hexe oder eines ähnlichen Missetäters erkennen. So wurde beispielsweise im November 1890 aus einem Dorf bei Lübeck folgender Fall berichtet. Ein kleines Mädchen war trotz aller Pflege gestorben, was die Eltern auf die schädlichen Zauberkünste einer böswilligen Hexe zurückführten. Eine weise Frau in Lübeck bestärkte die abergläubische Mutter in ihrem Wahn, machte ihr gegen gutes Entgelt allerlei Schwindel vor und ließ sie zum Schluß einen Blick in ihren Zauberspiegel tun, um dort diejenige zu sehen, die ihrem Kinde etwas angetan habe. In der erschienenen Frauje will nun die Mutter das Antlitz einer Frau erkannt haben, die man im Dorfe schon längst für eine Hexe hielt. Die abergläubische Mutter sorgte nach Kräften dafür, daß diese neue Schandtat der Hexe überall bekannt wurde. Die Folge davon war, daß nunmehr die arme, in so unsinniger Weise beschuldigte Frau von allen gemieden wurde, als ob sie mit dem Teufel im Bunde stünde. Derartiges ist doch nur dann zu erklären, dann aber auch recht gut, wenn man sich klar darüber ist, daß die Erwartung, etwas zu sehen, bei normalen Menschen bewirkt, daß sie tatsächlich zu sehen glauben, was sie zu erblicken erwarten. Da vielen nun die nötige Kritik fehlt, um sich dessen bewußt zu werden, daß sie nur scheinbar in dem Zauberspiegel den angeblichen Dieb oder die vermeintliche Hexe gesehen haben, so tragen derartige, wie ihnen scheinen muß, offenbare Bestätigungen ihres Aberglaubens natürlich wesentlich dazu bei, jenem Glauben immer wieder von neuem Nahrung zu gehen.

Der Glaube, daß man in einem Kristall oder in einem Zauberspiegel einen Dieb oder andere Missetäter sehen könne, ist weit verbreitet.

Aus China wird z. B. berichtet, daß Hellseher durch den Blick in ein mit Wasser gefülltes Gefäß den Dieb eines gestohlenen Gegenstandes entdecken. In Peking ist der „runde Glanzzauber“ sehr gebräuchlich, um verlorene Gegenstände wieder zu erlangen. Die Behörden schreiten dagegen nicht ein. So war einem hier lebenden Fremden, der zum Zeitvertreib photographierte, eine wertvolle Linse weggekommen, und da alle Bemühungen, sie wieder zu finden, erfolglos blieben, wandte sich der Bestohlene an ein diesen Zauber betreibendes Medium. Dieses ließ ihn einen an der Wand aufgehängten Papierbogen unverwandt ansehen, und bald erschienen auf dem Papier die Umrisse der Gestalt eines dem Fremden wohlbekannten Beamten, auf den der Bestohlene schon vorher Verdacht gehabt hatte. Wie weit hier die Einbildungskraft des Bestohlenen und andere Umstände mitgewirkt haben, muß dahingestellt bleiben.

Auch in Japan sind Zauberspiegel bekannt, desgleichen bei den Wenden. In Schlesien glaubt man noch ganz allgemein, daß die Freimaurer einen Zauberspiegel besitzen. Der Sympathiedoktor von Ottenhöfer und andere können Diebe zwingen und auch, wie es bei Konstanz heißt, „stellen“: Sie erkennen den Dieb in ihrem Bergspiegel und nötigen ihn durch Beschwörungen, das Gestohlene wieder herauszugeben. Jener Weltspiegelbesitzer im Elsaß bezeichnete vor kurzem einem Bestohlenen die Frau, die in seiner Nachbarschaft zuerst erkranken würde, als Dieb: die Frau, der das bald begegnete, gilt noch jetzt dafür.

Das ist das Gefährliche solcher Prozeduren, noch dazu, wenn sie gewerbsmäßig vorgenommen werden, daß sie den Aberglauben bestärken, indem sie scheinbar die Wunderkraft des Zauberspiegels bestätigen. Leute, die vollkommen unschuldig sind, bringen sie ungerechtfertigter Weise in schweren Verdacht, ohne daß es den Betroffenen möglich ist, sich davon zu reinigen. Auch im Odenwald ist der Zauberspiegel bekannt.

Soweit nicht die Bestohlenen selbst in den Zauberspiegel hineinschauen, sondern nur der Wahrsager für sie, liegt stets die Vermutung nahe, daß es sich nicht um Personen handelt, die selbst an die Kraft des Zauberspiegels glauben und daher das zu sehen meinen, was zu sehen sie erwarten, sondern vielmehr um bewußte trügerische Ausnutzung des Aberglaubens. Daß aber auch dann, wenn den Bestohlenen die Möglichkeit gegeben wird, einen Blick in den Zauberspiegel zu tun, Betrug nicht ausgeschlossen ist, zeigen die Mitteilungen über bad zurück.

einen sinnreichen Apparat zur Vortäuschung von Bildern des Diebes, den wir bei den Zigeunern finden. Bekannt ist es, daß die Okkultisten erklären, der Glaube an das Kristallsehen sei insofern begründet, als gewisse Personen, die über hellseherische Fähigkeiten verfügten, dadurch angeregt würden und Visionen erhielten, die sich als richtig herausstellten. In ihren „Studien über die Geisterwelt“ berichtet die spiritistische Baronin Adelma v. Vay im Jahre 1874 auch über Hellsehversuche, die sie angestellt hatte. Ihrer Angabe nach erschienen ihr bei dem Kristallsehen Bilder, die sich veränderten und die sie ihrem Manne beschrieb der die Berichte aufzeichnete; nachher wurden die Bilder von einem „Geist“ erklärt. Tischner, der uns hierüber in seiner „Geschichte der okkultistischen Forschung“ berichtet, meint zwar es scheine so, als seien nicht selten übernormale Fähigkeiten dabei im Spiele gewesen, da mehr fach das Gesehene sich nachträglich bestätigt habe; doch gibt er offen zu, daß alles zu wenig dokumentiert sei. Entschieden wertvoller sind die zahlreichen Versuche über Kristallsehen, über die in verschiedenen Bänden der Zeitschrift der englischen Gesellschaft für Parapsychologie berichtet wird. Auch sie wird man aber mit Dessoir, der sich darüber in seinem Buch „Vom Jenseits der Seele“ äußert, nicht als beweiskräftig für Hellsehen ansehen dürfen, wogegen es dahingestellt sein mag, ob sich aus ihnen ein hinreichend zuverlässiger Schluß auf telepathische Gedankenübertragung ziehen läßt.

Mag es sich damit nun verhalten, wie es will so viel ist jedenfalls sicher, die neueren okkultistischen Forschungen haben uns gezeigt, daß es zweifellos Personen gibt, die durch Kristallsehen und auf andere Weise imstande sind, willkürlich Visionen zu erzeugen. Berücksichtigt man diese Tatsache, so wird man es verstehen, daß es verfehlt wäre, wenn man alle diejenigen, die vorgeben, in einem Zauberspiegel den Dieb oder sonstige Missetäter erkannt zu haben, für Schwindler halten wollte. Auch hier gelangen wir durch tieferes Eindringen in die psychologischen Grundlagen des Aberglaubens zu einem besseren Verständnis, das seinerseits wiederum eine zutreffendere praktische Beurteilung zur Folge haben muß.

—o—

Das Kamel bringt den Elefanten zur Vernunft

Angeblich gehören die Elefanten zu den schlauesten Tieren. Dann sollte sich der Dickhäuter, der kürzlich Hyderabad in Aufregung versetzte, schämen, denn ein Kamel mußte ihn zur Vernunft bringen. Weiß der Kuckuck, was den dicken Staatselefanten dazu veranlaßte, plötzlich buchstäblich aus dem Häuschen zu geraten, ein paar Wärter über den Haufen zu rennen, die Stalltür zu sprengen und wie eine verrückt gewordene Dampfwalze durch die Straßen der Stadt zu rennen. Vielleicht hatte ihn eine Biene gestochen, und er suchte Kühlung. Selbst ein Elefant hat ja empfindliche Stellen. Auf jeden Fall raste das völlig aus dem Gleichgewicht gebrachte Tier in Richtung auf einen sieben Kilometer außerhalb der Stadt gelegenen Teich davon. Alle Lebewesen, die ihm auf dem Weg dorthin begegneten, stoben entsetzt auseinander und von der Straße herunter. Sogar der Verkehrsschutzmann an der Ecke des Malakapalliplatzes stellte das Pfeifen ein und kümmerte sich nicht darum, daß der entfesselte Dickhäuter eine Einbahnstraße in der falschen Richtung benutzte. Endlich erreichte das sonst so vernünftige Vieh im Elefantentrab den Teich und stürzte sich in die kühlen Fluten. Dort saß es bis an den Hals im Wasser, klapperte mit den großen Ohren und blinzelte sichtlich erleichtert. Alle höflichen Bitten seiner Wärter, sich wieder an Land bemühen zu wollen, halfen nichts. Der Dicke saß und plätscherte wohlig. Schließlich holte man sechs andere Staatselefanten, die den Ausreißer zwischen sich nehmen und mit Gewalt in den Stall zurück schleifen sollten. Doch das erwies sich als gar nicht nötig. Ein Kameltreiber, der des Weges kam, wußte besseren Rat. Er ließ den größten Elefanten in den Teich klettern und seinenRüssel um den des Ausreißers schlingen. Alles lachte gernachschätzig: „Der Ausgekniffene ist doch viel zu stark, um sich von einem einzigen Elefanten aus dem Wasser ziehen zu lassen!“ — „Abwarten!“ beruhigte sie der Kameltreiber und kletterte mit seinem Höckertier in den Teich. In dem nächsten Augenblick brüllte der Ausreißer vor Schmerz und ließ sich dann wie ein kleines Kind aus dem Wasser führen, denn selbst für einen sonst so unempfindlichen Elefanten ist es peinlich, wenn ein Kamel sich in sein Ohrläppchen verbeißt und er sich nicht wehren kann.“ Auf diese Weise brachte das dumme Kamel den schlauen Elefanten in aller Gemütsruhe nach Hause.